Zeitschrift: Das Schweizerische Rote Kreuz
Herausgeber: Schweizerisches Rotes Kreuz
Band: 65 (1956)
Heft: 4

Artikel: Wer sind die Wedda?
Autor: Bartholomeusz-Steiger, Edith
DOI: https://doi.org/10.5169/seals-975619

Nutzungsbedingungen
Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Mehr erfahren

Conditions d'utilisation
L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. En savoir plus

Terms of use
The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. Find out more

Download PDF: 20.07.2025

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, https://www.e-periodica.ch

WER SIND DIE WEDDA?

Von Edith Bartholomeusz-Steiger

Auch über die Urbevölkerung Ceylons wissen wir nichts Genaues; jedoch sind sich die Historiker darüber einig, dass die Wedda als erster bekannter Volksstamm auf dieser Insel lebten. Wir wissen aber nicht, wann sie ins Land eingedrungen sind, noch wer vor ihnen dagewesen war. Immerhin wird angenommen, dass Ceylon seit hunderttausend Jahren von Menschen bewohnt ist.

Im fünften Jahrhundert v. Chr. begannen Nordinder in Ceylon einzudringen und gründeten dort die Gemeinschaft der Singhalesen. Durch Heirat, vorzugsweise zwischen Vettern und Basen, vermehrten sie sich rasch. Im zweiten Jahrhundert v. Chr. begann eine Folge grosser Einfälle der Thamilen, durch die der Friede des Landes ernstlich bedroht wurde. Heute bilden die Singhalesen — die mehr als die halbe Bevölkerung Ceylons ausmachen — und die Thamilen die zwei Hauptgemeinschaften des Landes, neben denen eine Anzahl kleinerer Völkergruppen bestehen. Eine solche bildet der Stamm der Wedda, der noch heute im Dschungel haust.

Einige der Wedda zogen dem primitiven und harten Leben in der Wildnis das zivilisiertere der Dörfer vor; sie vermischten sich durch Heirat mit den Singhalesen. Aber es gibt immer noch einige wenige reine Wedda.

Bis vor ungefähr zwanzig Jahren lebten die Wedda noch in Höhlen. Dann begannen sie, sich ein Obdach aus Blättern, später sogar Hütten aus Baumrinde und Holz zu bauen. Heute leben sie in kleinen Dörfern inmitten des Dschungels.

Den grössten Teil seiner Zeit verbringt der Wedda mit Jagen, Fischen, dem Suchen nach Honig und dem Bebauen des Landes. Vor noch nicht langer Zeit benützte er zur Jagd noch Pfeil und Bogen; heute aber gilt diese Waffe nur noch als Symbol, und ein jeder Mann besitzt ein einfaches Gewehr. Eine weitere Waffe ist das Feuer, womit der Jäger das Wild erstickt oder es zwingt, seinen Schlupfwinkel zu verlassen. Fallen, Gräben und Schlingen sind die üblichen Hilfsmittel, um Tiere einzufangen. Eine ihrer primitiven Fallen nennen die Wedda «habake». Steine werden wie ein Dach über eine schräge Höhle getürmt, um dann auf das sich darunter verbergende Wild zu fallen. Auf diese Weise töten sie auch grosse Tiere wie Hirsche und Elche. Ihre Art zu fischen ist ebenfalls noch sehr einfach. Sie fangen die Fische entweder in Körben oder mit den blossen Händen oder indem sie gewisse giftige Blätter und Wurzeln in das Wasser kleiner Tümpel werfen und die auf diese Weise betäubten Fische mit der Hand einsammeln.

Die Wedda bedienen sich einer verwüstenden Art von Ackerbau, der sogenannten «Chena»-Kultur. Während der trockenen Jahreszeit roden sie ungefähr eine Hektare dichten Waldes, indem sie die Bäume fällen. Das gute Holz wird verkauft. Stauden, Büsche und Blätter werden zum Trocknen liegengelassen und später angezündet. Wenn alles verbrannt ist, wird die so entstandene Lichtung eingezäunt und mit Chilly, Kurakky, süssen Kartoffeln und harten Getreiden bepflanzt. Das so entstandene Ackerland kann nur für ein bis zwei Ernten gebraucht werden, da es durch Erosion versandet und unfruchtbar wird. Ein weiteres Stück Wald muss gerodet werden. Nebst Getreide, Früchten, Fleisch und Fisch bildet auch Honig ein wichtiges Nahrungsmittel der Wedda.

Die Wedda haben im Laufe der Jahrtausende ein eigenes soziales System herausgebildet. Sie sind eingeteilt in Sippen nach weiblicher Abstammung; die Kinder gehören also zur Familie der Mutter. Sie dürfen kein Glied der eigenen Familie heiraten, jedoch wird es gerne gesehen, wenn ein junges Weddamädchen den Sohn der Schwester ihres Vaters oder den Sohn des Bruders ihrer Mutter heiratet. Die Kinder zweier Schwestern oder zweier Brüder dürfen sich nicht heiraten. Als eine allgemeine Regel herrscht Monogamie, jedoch kann ein Mann in besonderen Fällen mehr als eine Frau zu sich nehmen.

Die Wedda sprechen einen arischen Dialekt; ihre ursprüngliche Sprache verschwand nach und nach und ging schon vor Jahrhunderten in ihren heutigen singhalesischen Dialekt über. Sie passten diesen Dialekt aber ihrer magischen Lebensauffassung an, und da sie keine Namen von Wesen und Dingen aussprechen, die sie fürchten, nennen sie sie anders, so zum Beispiel den Bären, den sie «hatera», Feind, nennen.

Bei den Wedda findet man keine eigentliche Kunst. Nur einige primitive Zeichnungen von Männern und Tieren zieren ihre Behausungen; sie bemalen die Wände, indem sie die Finger mit Asche oder Kohlenstaub schwärzen. Sie besitzen keine eigenen Musikinstrumente und begleiten ihre Tänze durch rhythmisches Schlagen der Hände oder der Trommel. Im Gegensatz zum Australier bemalt der Wedda den Körper nie, auch sucht man bei ihm vergebens nach Tätowierungen; er trägt nur wenig Schmuck. Seine Kleidung ist sehr einfach; oft trägt er nur ein Stück um die Lenden geschlagenes Tuch, das die Frauen aus Rinde oder Binsenfasern hergestellt haben. Noch heute spricht man von den Wedda als dem «kola veddo», dem Blätter tragen-

den Wedda, oder dem «niri veddo», dem unbekleideten Wedda, obgleich Nacktheit vollständig verschwunden ist.

Die Religion der Wedda enthält keine Legenden über den Ursprung des Menschen und des Universums. Sie glauben an den helfenden Geist der Verstorbenen und an die Geister, die in den Felsen, Bäumen und Flüssen hausen. Da die Wedda viele Zauberformeln kennen, beschwören sie diese Geister, wenn sie sich in Gefahr befinden, vor allem, wenn sie von wilden Tieren angegriffen werden. Zeremonien mit beschwörenden Tänzen und Opfergaben werden besonders für den Gott Nae Yaku, den Gott des Stammes, der das Gute und Böse über sie ausbreitet, veranstaltet, um ihn gnädig zu stimmen und das Böse abzuhalten.

DER GROSSE NAE YAKU

Von Mark Bartholomeusz

Nie werde ich den Augenblick vergessen, als ich zum ersten Male dem Wedda Randhuna gegenüberstand. Er war klein, nussbraun, und um sein etwas negerhaftes Antlitz wallte eine Masse schwarzen Haares. Nackt bis auf ein Lendentuch hockte er am Boden der kleinen Dschungellichtung bei Thumburuhenewewa, wo wir unser Lager aufgeschlagen hatten. Er musterte mich mit misstrauischen, schlauen Augen, die in verblüffendem Gegensatz zu seinen sonst so apathischen Zügen standen. Obgleich wir nur von Colombo hergereist waren, hätten wir in seiner Vorstellung ebensogut von einem andern Stern kommen können.

Wir hatten Colombo vor einigen Tagen mit der festen Absicht verlassen, einen Filmstreifen über die Wedda nach Hause zu bringen; eine lebenswarme dauernde Erinnerung an ein Volk, das am Aussterben ist. Und hier waren wir nun.

«Es gibt nichts, das er nicht fertigbringen könnte», sagte Francis, als seine Hand zärtlich über den heissen Kühler des Jeeps strich. Keiner wunderte sich, dass sich der Kühler heiss anfühlte. Wir hatten Inginiyagala in den heissen Mittagsstunden verlassen und Thumburuhenewewa bei Sonnenuntergang erreicht; fünf Stunden, um eine Strecke von nur 25 Kilometern hinter uns zu legen! Wir mussten uns unseren Weg durch ausgetrocknete Flussbette, schmale Tierpfade und dichten Dschungel erarbeiten. So erreichten wir das Weddadorf erst am Abend, wo uns Gamini seinen alten Bekannten, Randhuna, vorstellte.

Wir beeilten uns mit dem Errichten unseres Lagers, da die Dämmerung rasch einbrach. Wenig später hüllte uns schon tiefste tropische Nacht ein. Grillen zirpten laut und aufdringlich; setzten sie einmal aus, ging ein geheimnisvolles Atmen durch den Dschungel. Nicht weit von unseren Zelten konnten wir die kleinen, aus Baumrinden gebauten Hütten der Wedda als schwarze, geheimnisvolle Schattenrisse erkennen. Randhuna war der einzige, der genügend Zutrauen zu uns gefasst hatte, um seine Hütte, die kaum höher war als er selbst, zu verlassen und sich zu uns zu gesellen. Er setzte sich mit uns um die Petrollampe, die ein mattes Licht auf sein öliges Gesicht warf. Bald verschwand auch das letzte Misstrauen. Als wir so zusammen sassen, erzählte er uns Geschichten und Erlebnisse aus früheren Jahren, als sein Stamm noch in Höhlen wohnte.

«Auch ich lebte in einer Höhle», erzählte er und wies mit der knorrigen Hand nach Norden, «dort, im riesigen dunklen Henebedde Wald, der von Nae Yaku, dem grossen Gott, und dem wilden Bären bewohnt wird.»

«Hast du dich nicht vor dem wilden Bären gefürchtet?» Randhuna schaute mich an und lächelte. Es war sein erstes Lächeln in unserer Gegenwart. «Und ob ich mich gefürchtet habe! Aber schliesslich verdanke ich dieser Furcht, dass ich auf die Schliche meines Erzfeindes kam. Befinde ich mich aber in grosser Gefahr, stosse ich eine Zauberformel hervor, die mich mein Vater gelehrt und die er selbst schon von seinem Vater gelernt hatte; dann kann mir nichts geschehen.»

Wir schwiegen ungläubig. Doch Gamini, der früher einige Zeit mit den Wedda gelebt und mit ihnen gejagt hatte, bestätigte, dass auch er mehr als einmal vom Angriff wilder Tiere dank den Zauberformeln der Jäger verschont geblieben war. Die Tiere, so sagte er, auch die wildesten, würden mitten im Angriff wie von unsichtbaren Händen aufgehalten, sie wichen erst zurück, um dann wie besessen in den Dschungel zu fliehen. Hypnose? Telepathie? Was wissen wir von den Kräften, derer sich Naturvölker noch zu bedienen vermögen? Können wir die Wichtigkeit der Beschwörungen und Zauberformeln im Leben der Wedda in ihrer ganzen Weite ermessen? Von Neugierde getrieben bat ich Randhuna, einige dieser Zauberformeln deutlich auszusprechen, und Dharmasena nahm seine